

vhw

„Was nützt uns die lokale Demokratie, wenn sie zu einer Demokratie der Etablierten verkümmert?“

Ein Interview mit dem neuen Vorstand des vhw, Prof. Dr. Jürgen Aring

Seit dem 1. Januar 2015 ist Prof. Dr. Jürgen Aring neuer Vorstand des vhw. Forum Wohnen und Stadtentwicklung sprach mit ihm über seine bisherige berufliche Laufbahn, seine fachlichen Hintergründe und seine Aussichten auf die neue Tätigkeit.

vhw: Herr Professor Aring, die Mitgliederversammlung des vhw hat Sie am 13. November 2014 einstimmig zum neuen Vorstand des Verbandes gewählt. Dazu nochmal einen herzlichen Glückwunsch. Seit dem 1. Januar sind Sie nun auch im Amt. Konnten Sie sich schon einen Überblick über Ihr neues Arbeitsgebiet verschaffen?

Prof. Dr. Jürgen Aring: Der vhw ist als Verband mit seinen zwei Säulen Fortbildung sowie Forschung und Beratung klar strukturiert und gut aufgestellt. Mit der Bundesgeschäftsstelle in Berlin und unseren regionalen Geschäftsstellen in den Ländern habe ich eine Organisationsform vorgefunden, die Schlagkraft und Kundennähe miteinander kombiniert. Zudem ist der vhw innovativ, was man sowohl in der Fortbildung wie in der Forschung spürt. Vor diesem Hintergrund habe ich in den letzten Wochen viele Gespräche mit den Mitarbeitern geführt, um Gespür und Respekt für ihre Leistung zu bekommen. Insgesamt kann ich nach wenigen Wochen sagen: Die neue Aufgabe fühlt sich sehr gut an.

Wir möchten unseren Lesern gerne den neuen Vorstand des vhw vorstellen. Könnten Sie uns kurz skizzieren, wie Ihre ersten Kontakte zum Bundesverband für Wohnen und Stadtentwicklung entstanden sind?

Erste Kontakte zum vhw gab es schon in den 1990er Jahren, als ich noch beim Bonner Beratungsbüro empirica arbeitete. Unter den Wachstumsbedingungen der Nachwendezeit standen Wohnungsmarktanalysen und das Plädoyer für mehr Bauen ständig auf der Agenda, wodurch eine natürliche inhaltliche Nähe zu den Zielen des Verbandes gegeben war, der damals noch Volksheimstättenwerk (vhw) hieß und sich der Förderung des selbstgenutzten Wohneigentums widmete. Intensiviert haben sich die Kontakte dann, als der vhw vor etwa fünfzehn Jahren begann, sich verbandspolitisch umzuorientieren. Gemeinsam mit Prof. Borchardt habe ich Texte

erarbeitet, die mit dem spürbaren Wandel von Gesellschaft und den damit verbundenen Anforderungen an die Weiterentwicklung kommunaler Steuerung einhergingen. Es war ein langsames Vorantasten, das mir aber damals schon viele anregende und lebhaft Diskussionen mit meinem Vorgänger als Vorstand, Peter Rohland, gebracht hat. In der Folge wurde ich auch in das Kuratorium des vhw berufen, dessen stellvertretender Vorsitzender ich bis 2014 war. Insofern habe ich den vhw schon seit längerem begleitet.



Natürlich sind unsere Leser auch an Ihrer Vita und an Ihrem beruflichen Werdegang interessiert.

In Stichworten: Jahrgang 1961, verheiratet, zwei Kinder, Studium der Geographie in Münster und Oslo, langjährige Consultant-Tätigkeit bei empirica Stadt- und Regionalforschung in Bonn mit vielen Impulsen von Ulrich Pfeiffer, Promotion Ende der 1990er Jahre bei Prof. Brake zum Thema „Suburbanisierung“, später Selbständigkeit mit dem eigenen „Büro für Angewandte Geographie“, 2005 Berufung zum Professor für Stadt- und Regionalplanung an der Universität Kassel, 2011 Gastprofessur an der ETH Zürich im Fachgebiet Raumplanung bei Prof. Bernd Scholl, dann wieder Kassel und mein Büro. Damit schien der Weg bis zur Rente vorgezeichnet. Doch ich hatte das Gefühl, es wäre gut, noch einmal etwas anderes zu machen. Meine Berufsbiographie ist nicht schnurgerade verlaufen, und gerade die Wendungen haben sich als äußerst

produktiv erwiesen. Vor gut zwei Jahren habe ich mich dann entschlossen, noch einmal etwas Neues anzugehen. So fanden dann der vhw und ich zusammen.

In einer Berufsbiographie sind gerade die frühen Jahre prägend. Sie haben in 1980er Jahren ein Jahr in Norwegen studiert. Was hat diese Zeit mit Ihnen gemacht?

Oslo im hohen Norden war damals wirklich ein „exotisches Ziel“, denn es gab seinerzeit weder das europäische Austauschprogramm Erasmus noch Uni-Verbünde, die untereinander einen Studierendenaustausch organisieren. Außerdem wurde damals an den Universitäten noch selbstverständlich in der Landessprache gelehrt, so dass ich zuerst Norwegisch lernen musste. Doch es hat sich gelohnt. Norwegen bot für mich als angehenden Gesellschafts- und Planungswissenschaftler ein sehr interessantes Umfeld. Norwegen hatte das schwedische Modell des Sozialstaates im Rahmen seiner damals noch begrenzten finanziellen Möglichkeiten adaptiert und ich fand Einblick in dieses System, bevor es sich unter dem Einfluss neo-liberaler Strömungen einerseits und dem zunehmenden Ölreichtum Norwegens deutlich veränderte. Die Beobachtungen und Erfahrungen in Norwegen haben auch meinen Blick auf Deutschland verändert. Er wurde gleichzeitig positiver und reflektierter. Zudem schärfte sich mit dem Verstehen des „anderen“ der Blick für das „eigene“, für Deutschland. Durch meine vielen Aufenthalte im Norden habe ich den distanzierten Blick auf Gesellschaft, Staat und Ökonomie, der für Wissenschaftler selbstverständlich sein sollte, erst richtig eingeübt, weil das Selbstverständliche hinterfragungsbedürftig wurde.

Neben Ihren Beziehungen nach Norwegen nennen Sie auch die Gastprofessur in der Schweiz. Sie haben also in zwei Ländern gelebt, die bei Diskussionen über Demokratie schnell als gute Beispiele genannt werden. Das muss doch für den vhw interessant sein, der sich die Stärkung der lokalen Demokratie auf die Fahne geschrieben hat.

In Norwegen erlebte ich eine Gesellschaft mit einem ausgeprägten Demokratie- und Transparenzverständnis. Das war ein sehr interessantes Umfeld, weshalb ich auch später meine Diplomarbeit über Partizipation in Norwegen geschrieben habe. Medvirkning (Mitwirkung) heißt das übrigens auf Norwegisch. Das klingt weniger hoheitlich als unser Begriff Bürgerbeteiligung, und das ist es auch. An der Schweiz ist die ausgeprägte lokale Demokratie faszinierend. Die Bundesregierung ist relativ bedeutungsarm. Subsidiarität wird bei den Eidgenossen nicht nur großgeschrieben, sondern auch gelebt. Die Kommunen und die Kantone, die teilweise nicht mehr Einwohner haben als in Deutschland eine mittelgroße Kommune, sind die entscheidenden Politikarenen. Und es gibt klare Zuständigkeiten – ganz anders als in Deutschland mit seinen Mischzuständigkeiten. Unter diesen Bedingungen ist direkte Demokratie faszinierend, weil in vielen Fällen die Sachentscheidung und

die Finanzwirkung auf einer Ebene bleiben. Der Schweizer Stimmbürger spürt die Wirkung vieler Entscheidungen zu lokalen Entwicklungsfragen im eigenen Portemonnaie. Das macht ihn vorsichtig, kritisch, aber auch souverän. Und das Nachfragen setzt die Verwaltung unter Druck, Vorhaben gut zu erklären und zu begründen. Ein Schweizer Planer brachte es auf dem letzten Städtenetzwerkkongress auf die Formel: „Die lokale direkte Demokratie ist ein Fitnessprogramm für die Verwaltung. Das tut den Ergebnissen gut“. Das ist ein Satz, über den es sich beim vhw nachzudenken lohnt, denn unsere anspruchsvollen Dialogprojekte im Rahmen des Städtenetzwerkes sind letztlich dann erfolgreich, wenn es gelingt, die Dialogergebnisse an die Arbeit von Politik und Verwaltung rückzukoppeln, damit die Dialoge auch etwas bewegen.

In welchen Zusammenhängen sind Sie als Geograph und Stadtplaner/Stadtforscher zur qualitativen Sozialforschung – einem Forschungs- und Tätigkeitsfeld, das im vhw mit Hilfe des Milieuansatzes weiterqualifiziert wird – gestoßen?

Auch das reicht erstaunlicherweise schon weit zurück. Nach meinem Studium habe ich an einem DFG-Forschungsprojekt mitgearbeitet, dessen Ergebnisse später unter dem Titel „Krisenregion Ruhrgebiet“ publiziert wurden. Dieses Projekt hat mir einen intensiven Zugang zu qualitativer Sozialforschung verschafft. Es hat mich aber auch gelehrt, dass wissenschaftliche Distanz nicht mit sozialer Gleichgültigkeit einhergehen muss. Ich habe immer noch aus einem Interview den Satz eines Pfarrers im Ohr, der vor dem Hintergrund von Zechen- und Stahlwerksschließungen sagte: „Hier gibt es viele Menschen, für die wird nicht mehr gedacht.“ Ins Forscherdeutsch übersetzt heißt das: Er beobachtete eine Ausdifferenzierung der Gesellschaft bei gleichzeitiger Reduktion der Teilhabe einzelner Gruppen. Hier sehe ich grundlegende Parallelen zu dem gesellschaftlichen Zugang, der heute unsere Arbeit beim vhw prägt. Der Feststellung „hier gibt es viele Menschen, für die wird nicht mehr gedacht“ stellen wir uns entgegen. Und wir gehen noch weiter, weil es heutzutage nicht ausreichend ist, fürsorglich für die Menschen zu denken, sondern sie auch in die gesellschaftlichen Diskurse einzubinden. Was nützt uns die (lokale) Demokratie, wenn sie zu einer Demokratie der Engagierten, Etablierten und Zeitreichen verkümmert und zwei Drittel der Bevölkerung außen vor lässt? Man kann es sich einfach machen und sagen „Nicht-Beteiligung ist auch ein demokratisches Recht“ Man kann in der Schiefelage der Demokratie aber auch eine grundlegende Gefährdung von gesellschaftlichen und institutionellen Strukturen sehen. Letzteres spiegelt die Sichtweise des vhw. Die Milieuforschung ist für uns dabei ein Instrument, um den Zugang zu Vielfalt sichtbar und operationalisierbar zu machen. Es ist ein tolles Werkzeug, das wir weiter pflegen und nutzen werden. Aber ein Werkzeug ist kein Selbstzweck. Es kommt letztlich darauf an, wie und wofür wir es einsetzen.

Consulting und Hochschule – wichtige Eckpunkte in Ihrer Berufsbiographie?

Eine interessante und befruchtende Kombination. Zugespielt kann man sagen, es steht für Praxis und Reflexion/Theorie. Wenn es gelingt, die beiden Zugänge miteinander in Beziehung zu bringen, dann ist das meistens fruchtbar. Im Übrigen prägt diese Dualität auch die Arbeit beim vhw. Gerade in unserer Forschungsarbeit und dem Städteternetzwerk arbeiten wir sowohl mit den reflexiven Wissenschaftlern wie mit den praktisch arbeitenden Pionieren vor Ort zusammen und stoßen den Austausch an.

Und wofür steht Jürgen Aring als Fachmann?

Stadtentwicklung ist ein sehr weites Feld. Wohnungsmärkte und Bauland sind darin ein zentraler Baustein, egal ob Sie das unter der Perspektive Wachstum am Stadtrand, Stadttumbau oder Schrumpfung angehen. Deswegen bin ich froh, dass ich mir diese Thematiken durch eine Vielzahl von Projekten erschließen konnte. Später konnte ich mich im Rahmen der Begleitung verschiedener Konversionsprojekte und großer Standortentwicklungen mit Marktanalysen, Nutzungskonzepten und Prozessbegleitung beschäftigen. Dann kam zunehmend die gesamtstädtische und stadtregionale Ebene in den Fokus, die mir auch den Blick für unterschiedliche Formen von Kooperation und Governance geöffnet hat. Auch die verschiedenen Maßstabebenen der räumlichen Planung habe ich durchgespielt, vom Standort über die Stadt und die Stadtregion bis zur Großregion. Das eröffnet neue Perspektiven. Besonders gern denke ich zurück an den Prozess der Erarbeitung der Leitbilder der Raumordnung 2004–2006, den ich seinerzeit in enger Kooperation mit Manfred Sinz vom BMBau und Horst Lutter vom BBR vorangetrieben habe. Das hat der Arbeit in Deutschland zu Metropolräumen, regionalen Verantwortungsgemeinschaften, grenzüberschreitenden Verflechtungsräumen, peripherisierten ländlich geprägten Räumen sowie Kulturlandschaften deutliche Impulse gegeben. Nachdem ich selbst einige Jahre die Metropolendebatte mit befeuert hatte, habe ich mich dann den dünn besiedelten Räumen mit Bevölkerungsrückgang zugewandt. Die Möglichkeit der Daseinsvorsorgesicherung durch starke Kommunen und ein enges Zusammenspiel von Öffentlicher Hand und Zivilgesellschaft wurde zu einem meiner wichtigen Themen. Letztlich geht es dabei auch um die Ko-Produktion von Stadt, wie sie auch das Denken beim vhw prägt.

Der Begriff Bildungslandschaft ist jetzt gar nicht aufgetaucht. Dabei haben Sie doch dazu im letzten Jahr hier in dieser Zeitschrift einen längeren Artikel publiziert.

Das ist richtig. Die lokalen Bildungslandschaften sind bei den Dialogprojekten des vhw in Mannheim und auch in Karlsruhe der zentrale Inhalt gewesen. Im letzten Jahr habe ich schon in der Forschungsabteilung des vhw gearbeitet und dabei das

Dialogprojekt in Mannheim betreut. Das Thema „lokale Bildungslandschaften“ ist ein wichtiges Stadtentwicklungsthema, insbesondere in Städten mit starker Zuwanderung und sogenannten Ankommensquartieren. Gesellschaftliche und politische Teilhabe, für die sich der vhw als Verband einsetzt, bedarf auch gelungener Bildungslandschaften. Und wir meinen, dass das nicht nur mit einer Verbesserung und einem Zusammenspiel der Bildungsinstitutionen erreicht werden kann, sondern dass dafür eine integrierte Perspektive auf Bildungslandschaften in den Städten verankert werden müsste. An diesem Thema werden wir auch 2015 weiter arbeiten.

Sie werfen jetzt den Blick nach vorn. Wie würden Sie den Kurs des Verbandes für die nächste Zeit beschreiben?

Ich sehe mich in der glücklichen Lage, als Vorstand für einen Verband gewählt worden zu sein, der klar aufgestellt ist. Fachlich-inhaltlich sind wir up-to-date und haben den Zugang zu wichtigen wissenschaftlichen Debatten wie zu den ambitionierten Praktikern vor Ort. Darauf aufbauend unterstützen Fortbildung und Forschung mit ihren jeweiligen Leistungen die Akteure vor Ort. Das ist das Ergebnis der Arbeit meines Vorgängers Peter Rohland, der den vhw entsprechend positioniert hat. Diesen Weg werden wir beim vhw weitergehen. Wir werden nicht stehen bleiben und das Erreichte verwalten, sondern unsere Themen weiter entwickeln, um für unsere Kunden und Partner interessant zu bleiben.

„Mit dem vhw durchs Kalenderjahr 2015“: Welche Termine sollte man sich schon einmal vormerken?

Unsere Kunden im Fortbildungsbereich möchte ich auf den Relaunch unserer Homepage aufmerksam machen. Der Überblick über unser Fortbildungsangebot ist dank der sachlichen, zeitlichen und räumlichen Suchfunktionen deutlich besser geworden. Ich glaube, diese Transparenz hilft allen, die unsere Fortbildung schätzen, sich passgenau ihre Termine zusammenzustellen. Daneben haben wir natürlich unseren Städteternetzwerktag im September und den Verbandstag im November im Kalender. Auch in diesem Jahr werden wir dazu ein interessantes Programm erarbeiten.

Herr Professor Aring, wir danken Ihnen für dieses Gespräch und wünschen Ihnen für Ihre Aufgaben rund um den vhw alles Gute.